

Soziallehre, daß eben in Staat und Gesellschaft die Bereiche, die überschaubar sind und vom einzelnen geordnet werden können, von den unmittelbar Betroffenen selbst geregelt werden müssen und nicht von übergeordneten gesellschaftlichen Zusammenschlüssen, von Verbänden usurpiert oder vom Staat annektiert werden dürfen. Nur aufgrund einer Rückbesinnung auf das Freiheitsbedürfnis der eigenverantwortlichen Person erscheint es möglich, wenngleich politisch überaus schwierig, die Freiheit der Person auf Dauer zu sichern – gegen Verbände und gegen den Staat, besonders zugunsten der Armen und Schwachen, der Nichtorganisierten.

GLOSSEN

DEUTSCHUNTERRICHT IST EINE ZU ernste Sache, als daß man ihn den Germanisten (oder den Politikern!) allein überlassen dürfte; er geht nicht nur wissenschaftliche Zünfte, er geht die Bürger an.

Zunächst ein Blick zurück, nicht im Zorn, nicht in Nostalgie, auf die Jahre unmittelbar nach dem Krieg. Damals schien, verglichen mit heute, die germanistische Welt noch heil zu sein. Den Studenten, der Deutsch als Schulfach wählte, erwartete wenig Problemgepäck, wenig Methodendiskussion. Der Lehrer in der Schule operierte noch in einem fast geschlossenen Raum, in dem gehört, gelehrt, verdeutlicht wurde: alles ging vom Wort aus und führte zu ihm hin. Von draußen, von Miterziehern außerhalb der Schule kam wenig, was störte, anregte oder aufrüttelte; Funk, Plakat, Massenpresse, Werbung, das alles wirkte noch kaum auf die Schule ein. Fernsehen gab es noch nicht. Neben dem Buch war der Hörfunk, das Hörspiel das einzige literarische Massenmedium. Der Unterricht vollzog sich in allseits respektierten Konventionen: was gutes Deutsch war, geschriebenes oder gesprochenes, stand fest, ebenso was deutsche Literatur hieß und wie man junge Menschen in sie einzuführen hatte. Man brauchte keinen Kanon, man schöpfte aus der Überlieferung. Formalisierte Lehrpläne waren nicht nötig,

denn über die Inhalte war man im großen und ganzen einig. Die Literatur, in jenen Jahren kräftig präsent im Deutschunterricht, wirkte als Norm, als Regulativ für das Deutsch, um das sich Lehrer und Schüler gemeinsam bemühten. Dies ist keine idealisierte Wirklichkeit und keine Idylle. Es genügt an den Namen Theodor Heuss zu erinnern, der in jenen Jahren die Einheit von geschichtlichem Gefühl, literarischer Form und staatsbürgerlicher Haltung ebenso eindrücklich wie taktvoll vertrat – der einzige *homme de lettres* in den oberen Rängen deutscher Nachkriegspolitik und ein Mann, der darin ohne Nachfolge blieb.

Die Germanistik an den Universitäten zog sich in dieser Zeit auf solide Detailarbeit zurück und entsagte volkspädagogischen Ambitionen – nach den Fiebern des Dritten Reiches eine verständliche Haltung. Auch hier bewegte man sich in einem Rahmen gesicherter Überlieferungen. Vom altgermanistischen philologischen Gestein bis zu den leichteren Erd- und Luftschichten der neueren Literaturgeschichte, Geistesgeschichte, Interpretation bildete das germanistische Reich eine Einheit des Denkens und Fühlens, charakteristisch abgehoben von anderen Philologien. So wenigstens erschien es dem, der damals an verschiedenen deutschen (oder auch österreichischen, schweizerischen)

Universitäten studierte und die Schulhäupter von Friedrich Maurer und Hugo Kuhn bis zu Walther Rehm, Paul Böckmann und Emil Staiger zu Gesicht und Gehör bekam. So unterschiedlich die Schulen waren, so laut schon damals die Fehden schallten zwischen den grammatischen Prosaisten und den phänomenologischen Poeten, den Adepten der Geistesgeschichte und den Zuchtmeistern der Stilanalyse – es blieb doch ein verbindendes Schul-Schmäcklein bei den Germanisten aller Richtungen, das sie dem Außenstehenden sofort erkennbar machte. »Machtgeschützte Innerlichkeit«, so hat man es später, einen Ausdruck Thomas Manns aufgreifend, polemisch zu bezeichnen versucht – als hätten die Lehrer deutscher Sprache noch einmal ein »inneres Reich« errichtet, als seien sie noch einmal aufgebrochen, miteinander die blaue Blume zu suchen. Doch der Eindruck täuscht: der Staat von Heuss und Adenauer hatte wenig Macht – und welche Innerlichkeit hätte er schützen sollen in nüchternen Wiederaufbau-Zeiten? Wahrscheinlicher ist, daß man in jenen Jahren, den letzten vor dem Beginn des Fernsehzeitalters, der Massenkommunikation, der Sprachstandardisierung, des Überwucherns der Zeichensprache in Verkehr und Technik noch einmal in deutschen Schulstuben und Universitätshörsälen kräftig und unerschüttert an die Macht des Wortes geglaubt hat: »Das Wort sie sollen lassen stan!« Und vielleicht war die Revolution, die dann ausbrach mit dem Sansculottenruf: »Färbt die blaue Blume rot, schlägt die Germanistik tot« in ihren Aktionen und Reaktionen viel abhängiger vom technischen, technokratischen Zeitgeist, als ihr selbst bewußt war und bis heute bewußt ist. Aber davon später.

Jedenfalls: kaum zwei Jahrzehnte später, Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre, ist die deutsche Germanistik völlig verändert, zeigt sie ein anderes Erscheinungsbild. Die deutsche Germanistik? Ist sie überhaupt noch eine Einheit? Schon die Zahlen zeigen eine Ausweitung und zugleich eine früher kaum gekannte Differenzierung und Spezialisierung an. Der Bestand an Lehrstühlen und Planstellen in Hoch-

schulen und Schulen hat sich seit den fünfziger Jahren mehr als verdreifacht; neben die klassischen Universitätspositionen sind Linguistik, Didaktik und (in kleineren Proportionen) Literatursoziologie und Rhetorik getreten, und auch die Schulgermanistik hat sich schulspezifisch aufgefächert. Neue Tätigkeitsfelder haben sich eröffnet: quantitative Analysen, Bedeutungsforschung, Umwelt- und Umfelduntersuchungen, Komparatistisches, das alles hat zugenommen. Vor allem aber stoßen wir auf eine schier unbegrenzte Masse methodischer Reflexion. Das Fach scheint in ständigem Selbstgespräch begriffen, stetiger Rechtfertigung, Verteidigung, Bewußtseinsklärung bedürftig zu sein. Eine wachsende Öffnung zu anderen Disziplinen, nicht nur philologischen, ist unüberschaubar, mancher »Turm« ist geschleift worden; aber auch zentrifugale Tendenzen sind nicht zu übersehen, und manchmal scheint die Germanistik ihr Gesetz von außen, von sozialwissenschaftlichen, kommunikationswissenschaftlichen Forschungen, zu erhalten. Die Dissertationen und Habilitationsschriften, wie immer ein getreuer Spiegel der Disziplin und ihrer inneren Entwicklung, machen das deutlich: früher historische, heute meist soziologische, gesellschaftstheoretische Einleitungen; früher die Einführung in einen historisch gegebenen, in der Bildungsüberlieferung präsenten Problemzusammenhang – heute die uranfängliche Reflexion über Sprache und Literatur, gutdeutsch vom Nullpunkt her, umständliches Bohren im Kathederholz, demütige, vermeintlich der »Öffentlichkeit oder Gesellschaft« geschuldete Rechtfertigung der Erkenntnisinteressen des Autors. Längst auch läßt sich die Fülle der Untersuchungen nicht mehr nach überschaubaren Mustern von Schulen und Richtungen ordnen – es herrscht Pluralität, Diversität, eine fast unendliche freie Wildbahn nach allen Seiten. Zur Abhängigkeit von (bisher) fremden Disziplinen tritt eine starke Politisierung des Fachs hinzu, die freudige oder grimmige Unterstellung unter großflächige Zwecke und Ziele wie Kritik oder Emanzipation, gipfelnd in jenem Kriegsruf von 1969: »Die Germanistik wird den Kampf gegen die kulturelle

Unterdrückung menschlicher Wünsche zu führen haben«, dessen Pathos uns heute, im Abstand weniger Jahre, schon wieder fast zum Lachen, mindestens zum Lächeln bringt.

Germanistik als deutsche Wissenschaft! Nie war sie es mehr als zu jenen Zeiten, in denen sie mit diesem Schlagwort heftig ihre eigene Vergangenheit bekämpfte. Seit ihren Anfängen war die Germanistik stets ein Indikator für den politischen Zustand Deutschlands und das Selbstverständnis seiner Bildungsschichten – so auch in den Jahren nach 1967. Sie war dem Zeitgeist stets dicht auf den Fersen, und manchmal lief sie ihm spurensuchend und übergeschäftigt voraus. So machte die germanistische Literaturwissenschaft alle Wandlungen mit: von den Geschichts- und Nationalvorstellungen der Romantik über den Historismus zu völkisch-nationalen Stimmungen in den dreißiger Jahren – und endlich, im Zeichen vermeintlicher Vergangenheitsbewältigung, zum Soziologismus unserer Tage.

Sieht man genauer zu, so entdeckt man freilich, daß in jener Konstellation Ende der sechziger Jahre eine ganze Fülle von Bedingungen und Entwicklungen zusammentraf, neben politischen auch soziale und fachliche. Es ereignete sich ein Umschlag von Quantität in Qualität. Man vergegenwärtige sich folgendes: von 1955 bis heute verdreifachten sich in Deutschland die Abiturienten- und Studentenzahlen (nach über hundertjähriger Beharrung auf zwei bis vier Prozent des jeweiligen Altersjahrgangs!). Die Bildungswerbung setzte neue Schichten in Bewegung. Die alte Dominanz bürgerlicher, akademischer Gruppen im Bildungswesen verschwand. Die Schule als stabiles Gehäuse neuhumanistischer oder realistischer Bildungsüberlieferungen mit konstanten sozialen Zuordnungen formte sich um – ein Prozeß, der noch im Gang ist. Aber auch die Wirklichkeit draußen (Haus, Nachbarn, Umwelt, Öffentlichkeit) veränderte sich, vielmehr: ihre Veränderung wird jetzt bewußt. Altgewohnte Verwurzelungen lösen sich auf in einer allgemeinen Mobilität, und mit den Massenmedien, vor allem mit dem jetzt allgemein gewordenen Fernsehen,

verschieben sich die Bewußtseinsräume: Vermitteltes steht jetzt vor Erfahrenem, Kontrollierbarem – und damit literarisiert, theatraalisiert sich die tägliche Wirklichkeit. Ein Soziologe, F. H. Tenbruck, hat diesen Vorgang so beschrieben: »Da ist die ständige Relativierung der eigenen Lebensformen, die sich am deutlichsten in den großen Enttabuisierungsprozessen und normativen Erosionen zeigt und in den Dauerzwang der momentanen Restabilisierung durch Diskussion mündet; da ist die programmatische Intellektualisierung einer erfahrungsmäßig nicht zu bewältigenden Umwelt, die intellektuelle Affekte an die Stelle von verarbeiteten Gefühlen, programmatische Grundsätze an die Stelle von Verstehen, Gesinnung an die Stelle von Verantwortung setzt; da ist die Individualisierung der Lebensstile, welche auf der Generationsleiter hinauf- und auf der sozialen Leiter hinunterklettert und zwielichtig die Chancen der Daseinsausweitung mit den Gefahren der Isolation und Langeweile zusammenbindet; da ist die von den Soziologen entdeckte Unterhaltungsmoral, die *fun morality*, die bei allen Dingen nur so lange ausharren kann, wie der Neuerungseffekt akut erregt, und deshalb auf ständige Abwechslung angewiesen ist; da ist die radikale Privatheit, die gleichzeitig nach öffentlicher Segnung verlangt.«¹

Quantitative Expansion des Bildungswesens, Erweiterung des Adressatenkreises, Spezialisierung der Wissenschaft bei gleichzeitiger Auflösung von Bildungstradition und Bildungskanon – dies alles mußte die Schule vor neue ungewohnte Aufgaben stellen. Und in der Tat kreist ein Gutteil der Methodendiskussion in der Germanistik der sechziger und siebziger Jahre um Probleme der Vermittlung und Erziehung. Beispiele liegen auf der Hand. In einer Bildungsschicht, in der tradierte Gehalte selbstverständlich weitergereicht werden, ist »Motivation« von Schülern kein Problem:

¹ Alltagsnormen und Lebensgefühle in der Bundesrepublik. In: Die zweite Republik, hrsg. von R. Löwenthal und H. P. Schwarz. Stuttgart 1974, S. 289 ff. (302)

Wer nicht motiviert ist, nimmt eben am Bildungsgeschehen nicht teil. Wird dagegen Bildung ein Postulat für alle, ein Bürgerrecht, muß systematisch hingeführt, eingeführt werden: daher die wachsende Bedeutung der Didaktik seit den sechziger Jahren. Oder der Lehrplan: die frühere Schule konnte ihn gewohnheitsrechtlich locker handhaben – Eltern, Schüler, Lehrer waren ja einig über die wesentlichen Bildungsziele. Heute dagegen, wo kein Kanon unbestritten gilt, andererseits die Spezialisierung alle Dämme überflutet, machen sich elementare Ordnungsbedürfnisse geltend: daher der Siegeszug des curricularen Lehrplans in allen Ländern. Wer hier bürokratische Reglementiersucht wittert oder gar – wie Enzensberger – das Getrampel von Hornochsen hören will, der verkennet die Situation. Haben nicht die Pädagogen Jahre hindurch mit Macht die Wissenschaftsorientierung der Schulfächer gefordert? Hat nicht andererseits der Systemzwang rechtsstaatlicher Verfahren im Schulwesen, die Einklagbarkeit von Zensuren, die Justitiabilität der Leistungsmessung die Schulbehörden zu einer förmlichen Feststellung des Lern-Notwendigen gezwungen? Freilich gehört es zu den Widersprüchen heutiger Schulwirklichkeit, daß Lehrplan-Inhalte im gleichen Maß verdeutlicht und rechtsverbindlich festgelegt werden, in dem sie als Bildungs-Gehalte fraglich, ja unverbindlich werden; aber dieser Paradoxie entrinnt man nicht dadurch, daß man nun plötzlich – ohnmächtig-dezisionistisch – die jahrelang geschmähten »bürgerlichen« Normen und literarischen Qualitätsmaßstäbe als richtende Instanz bemüht.

Waren es nicht gerade jene, die heute über Didaktik die Nase rümpfen, die vor Jahren die normative Verbindlichkeit poetischer Überlieferungen leidenschaftlich bestritten? Mußte damals nicht der Glaube an die Klassizität der radikal-demokratischen Egalisierung alles Gedruckten zu »Textsorten« weichen? Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, in der sich Eichendorffs »Taugenichts«, Schillers »Räuber«, Stifters »Hagestolz« und viele andere mit den seriellen Figuren der Trivialromane und mit den Helden von Westernserien in eine Reihe

stellen mußten, auf daß zornige junge Rezeptionstheoretiker sie auf ihre gesellschaftlichen Abhängigkeiten und ihren ökonomischen Abbildcharakter durchleuchteten. Wohl sind die ärgsten Spießbürgereien auf diesem Feld inzwischen schon Vergangenheit. Aber noch sind wir nicht so weit, daß es Gemeingeist unter Germanisten wäre, die ästhetische Autonomie ihrer Gegenstände gegen Beschlagnahmen von draußen zu verteidigen. Kann aber eine Germanistik auf öffentliche Anerkennung rechnen, die sich selbst nur als Derivat soziologischer oder rezeptionstheoretischer Forschung versteht? Niemand wird Methoden der werkimmanenten Interpretation verabsolutieren wollen, wie es gelegentlich in den fünfziger Jahren geschah, niemand wird verkennen, daß jedes literarische Werk in einem Kontext von Geschichte und gesellschaftlicher Wirkung steht. Die Frage ist nur, ob der von Historie und Gesellschaftswissenschaft zu erhebende Kontext die Hauptsache, ja die einzige Sache ist – wäre er es, hätte die Germanistik konsequenterweise nichts eiliger zu tun, als sich überflüssig zu machen.

Was bleibt an beständiger Erkenntnis, an weiterwirkender Anregung aus jenen Aufbrüchen und Umbrüchen seit den sechziger Jahren? Was bleibt an methodischen Eroberungen über den Tag hinaus?

Um das Positivste vorwegzunehmen: Kein Zweifel, daß sich die Germanistik in den letzten Jahren endgültig den Nachbarphilologien geöffnet, daß sie den Ruf eines gewissen Provinzialismus einer Unlust an Sprachenkenntnis, Durchblick, Weitsicht abgeschüttelt hat, der noch in den fünfziger Jahren Ernst Robert Curtius zu spöttischen Attacken bewegte. Auch das Deutsch-Missionarische hat sich mehr als gelegt – fast so sehr, daß man Germanisten gelegentlich ermuntern muß, sich ihrer Sprache nicht zu schämen. Auch die zentralisierenden Perspektiven der Betrachtung unserer Literatur, in letzter Linie auf Goethes berühmtem Literaturkapitel in »Dichtung und Wahrheit« beruhend, haben sich gelockert, die ältere Literatur ist nicht mehr allein Vorstufe, Vorspiel der Goethezeit und der Romantik, mächtige unklassische Gegenossen

wie Herder, Jean Paul, Görres, Büchner werden in ihrer Individualität erkannt, und nicht zuletzt: Wien und Straßburg, München und Stuttgart, Frankfurt, Hamburg, Berlin, die alemannischen, hessischen, holsteinischen, bayerischen und anderen Sprachräume werden nicht mehr herablassend als Nebenprovinzen zugelassen – sie erschließen sich als Felder einer originären Literatur und Sprache. Eine Art Treitschke-Perspektive deutscher Literaturgeschichte, in der Weimar–Jena den Ort von Potsdam–Berlin einnahm, beginnt zu verschwinden – ein wohlthätiger Vorgang. Die Neuentdeckung des Dialekts, der landschafts- und schichtgebundenen Sprechweisen und Literaturen hat mitgewirkt, die Maßstäbe zurechtzurücken und »hochsprachliche«, meist *post festum* entwickelte Blickbegrenzungen zu überwinden. Schied der Süden, aber auch der hohe Norden vermöge seiner engeren Bindung an das gesprochene, allen zugängliche und verständliche Wort im neunzehnten Jahrhundert fast aus der deutschen Literatur aus, von einigen schwäbischen und österreichischen Inseln einmal abgesehen, so kehrt er heute hörbar und sichtbar zurück: Niebergall, Nestroy, Reuter, Thoma sind keine kauzigen Randsiedler mehr, keine deutsche Literaturgeschichte darf sie übersehen.

Auch daß die gesprochene Sprache als Gegenstand von Forschung und Didaktik neu entdeckt wird, ist ein Gewinn. Nichts ist ja gefährlicher für die Frische und Produktivität einer Sprache als die Erstarrung in Mustern und Modellen, mögen sie noch so exemplarisch sein. Daß auch eine Hilfe für den jungen Menschen darin liegt, daß man ihn in seiner Sprache, seiner Ausdrucksweise aufsucht – und das ist noch immer bei fast der Hälfte unserer Jugend nicht die normativ fixierte und artikulierte Hochsprache –, haben erfahrene Pädagogen schon immer gewußt. Hinzu kommt, daß die Sprach-Standardisierungen über Rundfunk und Fernsehen ohnehin den lebendigen Sprachgebrauch immer mehr glätten, kanalisieren, vereinheitlichen, so daß man schon jetzt die Dialekte und Soziolekte in Schallarchiven sammeln muß wie vom Verfall be-

drohte Denkmäler. Wenn sich also Schule und Wissenschaft zu bedachten, wohlüberlegten Gegenaktionen entschließen, so rennen sie nicht einer Idylle nach, sie tun etwas für das Ausdrucksvermögen einer von Fernschapparat und technischen Signalen umstellten, allmählich sprachlos werdenden »stummen Generation«.

So weit so gut – doch die Germanisten wären keine Deutschen, erlügen nicht einige von ihnen gelegentlich der Versuchung, eine Sache um ihrer selbst willen zu übertreiben. So hat man in den vergangenen Jahren nicht nur große Bereiche von Texten in den Deutschunterricht einbezogen, die früher nicht als literaturfähig galten – man hat mit einer *petitio principii* auch gefolgert, daß zwischen ihnen und den überlieferten Mustern kein grundsätzlicher Unterschied »in sich« bestehe. Das nun ist ein Irrtum: die Erweiterung des Normgefüges hebt die Norm nicht auf. Dem Schüler, dem Lehrer wird nur zugemutet, Entscheidungen nicht *ex cathedra* zu treffen, nicht vorschnell zu urteilen, Trivilliteratur und ganz unliterarische Gebrauchstexte nicht vorab aus seiner Betrachtung auszuschließen. Das ist gut so. Aber daraus darf nicht geschlossen werden, man sei des kritischen Geschäfts der Unterscheidung der Geister und Qualitäten nun überhoben. Es beginnt erst, wenn das riesig ausgeweitete angeschwemmte Material gesichtet ist – und es ist schwieriger denn zuvor. Jeder weiß, wie heikel, aber auch wie notwendig in der modernen Kunst, der modernen Musik kritische, und das heißt: unterscheidende Urteile sind. Darf sie der Deutschunterricht dem Schüler ersparen?

Ähnliches gilt von der Forderung, Sprach- und Deutschunterricht sollten sich darauf konzentrieren, Sprache und Literatur als »Herrschaftsinstrumente« zu betrachten, ein kritisches Verhältnis zu ihnen zu entwickeln und »Fremdbestimmung« (auch durch Sprache) in politischem Handeln zu überwinden. Genau genommen, muß dieses Postulat sich selber aufheben: Dient Sprache der Zernierung von Herrschaftsverhältnissen, so kann sie offensichtlich nicht gleichzeitig der Emanzipation dienen; führt aber Sprachkritik zur Selbstbestimmung, so ist

Sprache erkennbar kein Herrschaftsinstrument. Auch Sprachkritik muß sich ja in sprachlichen Formen äußern – gelten dann aber die ideologiekritischen Bedenken nicht auch gegen diese? Der Spätmarxismus flieht aus diesem Dilemma, indem er – sehr im Unterschied zu Marx – die Sprachbarriere zur unüberschreitbaren Gegebenheit der Klassenlage hypostasiert: sie abzubauen durch behutsame Erziehung zur Allgemesprache soll auch dem Lehrer nicht erlaubt sein, weil er damit revolutionäres Potential entschärft. Demgegenüber genügt es darauf hinzuweisen, daß noch Marx die Allgemesprache als willkommene Befreiung aus dem »Idiotismus des Landlebens« angesehen hat – hier wie in anderen Dingen ist der Spätmarxismus romantisch-pessimistischer als sein Meister.

Endlich hat man auch das curriculare Prinzip übertrieben – gelegentlich bis ins Absurde, so daß heute eine breite Gegenbewegung, nicht immer klug und wohlberaten, in Gang gekommen ist. Man erinnere sich: Der curriculare Lehrplan entstand aus Notwehr. Die Unsumme von Lernstoffen, die gerade durch die Wissenschaftsorientierung der Schulfächer in die Schule geschwemmt wurden (weil Wissenschaften sich unaufhörlich spezialisieren und differenzieren), verlangte nach Bändigung, wollte man Schüler und Lehrer nicht erdrücken. Was lag näher als eine kritische Befragung aller Lernstoffe nach Lernzielen: wozu und zu welchem Ende lernt man dies und das? So weit so gut auch hier. Allein diese reduzierende Methode, im Übermaß angewandt, kann in eine neue Sackgasse führen und hat da und dort tatsächlich dahin geführt: daß man nämlich meinte, mit einer allgemeinen Zielangabe, der Bezeichnung eines Zwecks habe man genügend umschrieben, warum dieses oder jenes Lerngut in der Schule seinen Platz einnehme. Das mag zur Not für reines Handlungswissen gelten (hier ist, nach Scheler, sogar der Ausdruck Herrschaftswissen angebracht), für Bildungswissen ist es problematisch, für Literatur, Kunst, Musik kann es tödlich sein. Denn sie lassen sich – das ist nun wirklich ausgekämpft und ausgetragen – nun einmal nicht

auf die Zwecke sprachlicher, visueller, akustischer Kommunikation beschränken. Wo als Lernziel für »Faust I« nur übrigbleibt: Lernen, wie häßlich Männer zu Frauen sein können (ich karikiere ein wenig), da braucht man wahrhaftig nicht Goethe und nicht Marlowe und nicht einmal das Volksstück von Doktor Faust zu bemühen – ein Sprichwort oder noch besser eine Statistik genügt. Sprache und Literatur gehen nun einmal nie gänzlich in Zwecken auf, so sehr immer Zwecke und Absichten im Sprechen und Schreiben mitlaufen – und das ist tröstlich so. Wäre es anders, so hätten die Schulgermanisten längst die Autoren »auf den Begriff gebracht« und damit überflüssig gemacht – und die Hochschulgermanisten alle beide. So aber leben alle drei nebeneinander im Bewußtsein wechselseitiger Unentbehrlichkeit – sollte es nicht dabei bleiben?

Es lag nahe und war begreiflich, daß sich die Germanistik in den zurückliegenden stürmischen Jahren auf das Zweckhafte, Wissenschaftliche zurückzog, daß sie ihrer Deuter- und Priesterrolle gern entsagte – was sollten auch Andachtsgebärden gegenüber dem Sturm und Drang der zeitgenössischen deutschen Literatur? Nüchternheit, Kritik, Distanz, so lautete das Gebot der Stunde. Das war und ist vernünftig – aber die Frage muß gestellt werden, ob die Germanistik diese Prinzipien auch nach innen genügend beachtet hat. Es gab ja in jenen Jahren nicht nur Nüchternheit, sondern auch das Gegenteil, emanzipatorische Worttrunkenheit; es gab unkritische Begeisterung für entlarvende, desillusionierende »Forschungsstrategien«, es gab oft recht wenig Distanz dort, wo sie angebracht gewesen wäre, gegenüber Aktionismus und Totschlagworten, gegenüber Gewalt, die in den Worten steckte und nicht bei Worten blieb. Berühmte Germanisten waren gelegentlich so unkritisch, den Pamphleten potentieller Gewalttäter das ehrenwerte Mäntelchen »Schwarzer Humor« umzuhängen. Sprachkritiker blieben taub und stumm gegenüber semantischen Doppelstrategien mit zentralen Begriffen unserer politischen Ordnung. Ich klage niemanden an, aber wenn von Kritik die Rede ist, muß dies nach allen Seiten gelten. Die

»kritische« Germanistik jedenfalls war gegen Zeitirrtümer, Zeitverführungen keineswegs besser gefeit als die »deutsche« Germanistik vergangenen Andenkens.

Inzwischen ist die Zeit weitergegangen. Wir alle sind klüger oder doch nachdenklicher geworden. Allmählich gewinnen wir Abstand und erkennen, daß die Erweiterung im Stofflichen, die Vervielfältigung der Methoden, die breite Einbeziehung der gesprochenen Sprache in die Arbeit der Germanisten, die Öffnung zu den Nachbardisziplinen eine Aufgabe ist, die nicht einfach getan ist, die vielmehr erst bewältigt werden will. Wir sehen auch, daß es mit dem Öffnen von Horizonten allein nicht getan ist, daß Wege der Vermittlung gesucht werden müssen im Interesse von Schülern, Lehrern, Eltern. Dabei wird manches gewogen und zu leicht befunden, anderes geprüft und behalten werden. Wagt man eine Prognose, so dürfte die verdrängte Frage nach Normen

im Deutsch- und Literaturunterricht in den nächsten Jahren erneut in den Vordergrund treten, und sei es nur auf dem Umweg über die dringend geforderte Entlastung der Lehrpläne, die ja der Maßstäbe, der Kriterien bedarf. Auch wird die Literatur mit Sicherheit wieder stärker im Unterricht präsent sein, auch dort, wo sie vorübergehend verdrängt oder zur Beispielsammlung abgewertet wurde. Die Anknüpfung an gesprochene Deutsch, an die individuelle Sprechsituation wird bleiben, aber man wird damit pragmatisch verfahren, pädagogisch helfend, ohne die ideologischen Nebentöne der sechziger Jahre. Kurz, die Germanistik wird sich erweitert und bereichert im größeren Familienzusammenhang der Nachbardisziplinen präsentieren – aber sie wird zugleich wieder ihre Eigentümlichkeit, ihr *proprium*, unverwechselbarer zeigen als in den Jahren interdisziplinärer Allsympathie.

Hans Maier

Leo Scheffczyk, geboren 1920 in Beuthen/Oberschlesien, ist ordentlicher Professor für Dogmatik an der Universität München.

André Feuillet, geboren 1909, 1934 Eintritt in die Gesellschaft von St. Sulpice, 1937–1947 Professor für Exegese am Grand Séminaire von Angers, 1952–1974 am Institut Catholique in Paris. Mit H. Gazelles zusammen Leiter des Supplément zum Dictionnaire de la Bible. Den Beitrag auf Seite 26 übertrug Hans Urs von Balthasar.

Das Gedicht von Charles Péguy auf Seite 36 übersetzte Hans Urs von Balthasar.

Reinhard Mumm, geboren 1916 in Berlin, war Mitglied der Bekennenden Kirche und nach dem Kriege Assistent in der Theologischen Fakultät Heidelberg. Seit 1967 in München als persönlicher Referent des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, jetzt wieder Gemeindepfarrer. Ehrenamtlich Ältester der Evangelischen Michaelsbruderschaft.

Hansjürgen Verweyen, geboren 1936 in Bonn, ist seit 1975 ordentlicher Professor für Katholische Theologie und ihre Didaktik an der Universität Essen – Gesamthochschule.

Friedrich Graf von Westphalen, geboren 1940, lebt als Rechtsanwalt und Journalist bei Köln.

Bei dem Beitrag auf Seite 90 handelt es sich um den leicht gekürzten Vortrag, den Hans Maier am 28. September 1977 auf dem Deutschen Germanistentag in Regensburg gehalten hat.